

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.





Léon Werth

# **33 Tage**

Ein Bericht

Aus dem Französischen von Tobias Scheffel

Mit einem Vorwort von Antoine de Saint-Exupéry  
und einem Nachwort von Peter Stamm

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die französische Originalausgabe erschien 1992  
unter dem Titel »33 Jours« im Verlag Editions Viviane Hamy, Paris

© Editions Viviane Hamy 1992

Für das Vorwort von Antoine de Saint-Exupéry:

© Succession Saint-Exupéry

Für die deutschsprachige Ausgabe und das Nachwort von Peter Stamm:

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-002506-7

## Inhalt

Brief an den Freund

Vorwort von Antoine de Saint-Exupéry 7

1 Von Paris nach Chapelon. Die Karawane 21

2 Von Chapelon an die Loire. Schlachtengemälde 39

3 Les Douciers. Fünfte Kolonne 71

4 Chapelon unter der Knute 133

5 Der Koloss. Rückkehr in die freie Zone 187

Nachwort von Peter Stamm 197

## Brief an den Freund

### I

Als ich im Dezember 1940 auf dem Weg in die Vereinigten Staaten Portugal durchquerte, kam mir Lissabon wie ein helles und trauriges Paradies vor. Man sprach dort zu jener Zeit viel von einer unmittelbar bevorstehenden Invasion. Portugal klammerte sich an einen Anschein von Glück. Lissabon, das die wunderbarste Ausstellung der Welt\* aufgebaut hatte, hatte nun ein etwas blasses Lächeln im Gesicht, wie jene Mütter, die keine Nachrichten von ihrem Sohn an der Front haben und sich bemühen, ihn durch ihr Vertrauen zu retten: »Mein Sohn lebt, weil ich lächle ...« So sagte Lissabon: »Schaut her, wie glücklich und friedlich und erleuchtet ich bin ...« Der ganze Kontinent lastete auf Portugal wie eine wilde Berglandschaft voll räuberischer Horden. Das festliche Lissabon schien Europa herauszufordern: »Kann man mich zur Zielscheibe nehmen, wenn ich mir so viel Mühe gebe, mich nicht zu verstecken! Wenn ich so verletzlich bin! Wenn ich so glücklich bin ...«

\* Die *Exposição do Mundo Português*, die von Juni–Dezember 1940 dauerte und an der sich neben Portugal und seinen Kolonien Brasilien als einziges unabhängiges Land präsentierte.

Die Städte bei mir zu Hause waren aschgrau. Ich war es nicht mehr gewohnt, nachts den kleinsten Schimmer zu sehen, und diese strahlende Hauptstadt verursachte in mir ein seltsames Unbehagen. Wenn das umliegende Viertel finster ist, ziehen die Diamanten in einem zu hell erleuchteten Schaufenster die Herumtreiber an. Man kann spüren, dass sie ihre Runden drehen. In Lissabon empfand ich die Last der europäischen Nacht, die bevölkert war von unbestimmten Monstern. Umherirrende Bombengeschwader würden diesen Schatz vielleicht wittern.

Aber Portugal schenkte den Monstern keine Beachtung, ignorierte sie mit aller Kraft. Portugal sprach über Kunst mit fast verzweifelter Zuversicht. Würde jemand wagen, ein Land zu vernichten, das die Kunst so sehr verehrte? Man hatte alle Kostbarkeiten hervorgeholt, um sie zu zeigen. Würde jemand wagen, dieses Land in all seiner Pracht zu vernichten? Portugal präsentierte seine großen Geister. Mangels einer Armee, mangels Kanonen stellte es dem stählernen Gerät der Angreifer seine steinernen Wächter entgegen: die Dichter, die Forscher, die Konquistadoren. Wo es keine Armee gab, musste die Vergangenheit, die Geschichte des Landes den Eindringlingen den Weg versperren. Würden sie wagen, ein Land mit einem so grandiosen Erbe zu vernichten?

So irrte ich jeden Abend voller Melancholie durch diese Ausstellung von erlesenstem Geschmack, in der alles nahezu perfekt war, bis hin zur diskreten und mit viel Takt ausgewählten Musik, die sich sanft über die Gärten ergoss wie das einfache Lied eines Brunnens. Würde man dieses wunderbare Gefühl für das Maß auf der Welt zerstören?



Und ich fand Lissabon hinter seinem verzweifelten Lächeln, trauriger als meine dunklen Städte.

Ich kannte – wie Sie vielleicht auch – jene etwas seltsamen Familien, die am Tisch den Platz für einen Verstorbenen freihielten. Sie weigerten sich, den Tod zu akzeptieren. Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass ihnen dies ein Trost war. Man muss die Toten Tote sein lassen. Nur so können sie in ihrer Rolle als Tote eine andere Form der Anwesenheit finden. Jene Familien verzögerten bloß ihre Rückkehr. Sie machten ewig Abwesende aus ihnen, Freunde, die sich bis in alle Ewigkeit verspätet haben. Sie tauschten die Trauer gegen ein inhaltsleeres Warten. Und ihre Häuser schienen mir in ein nicht endendes Unwohlsein getaucht, das auf ganz andere Art traurig war als der Kummer. Henri Guillaumet war der letzte Freund, den ich verlor. Er wurde abgeschossen, während er Post nach Syrien flog. Mein Gott, ich habe ihn zu den Toten gelegt. Er wird sich nicht mehr verändern. Er wird nie mehr anwesend sein, aber er wird auch nie abwesend sein. Ich habe sein Gedeck von meinem Tisch entfernt, diese unnötige Falle, in die er nicht gegangen ist, und ich habe einen wirklichen toten Freund aus ihm gemacht.

Portugal versuchte, an das Glück zu glauben, indem es dessen Gedeck nicht vom Tisch entfernte, ihm seine Lampons und seine Musik ließ. Man spielte in Lissabon verzweifelt das Glück, um Gott und die Welt zu täuschen.

Aber was Lissabon vor allem zu einer so traurigen Stadt machte, waren gewisse Flüchtlinge, nicht die Geächteten auf der Suche nach etwas vorübergehender Sicherheit, sondern jene, die – das Unglück der Ihren leugnend – ihre Länder für immer verlassen hatten.

Da ich in der Stadt kein Zimmer fand, wohnte ich in Estoril, in der Nähe des Kasinos. Ich kam direkt aus dem Kriegsgeschehen, meine Gruppe hatte die Überflüge über Deutschland während neun Monaten nie eingestellt und in der einzigen deutschen Offensive drei Viertel ihrer Ausrüstung verloren. Wieder zu Hause, hatte ich die triste Atmosphäre der Sklaverei und die Bedrohung des Hungers kennengelernt. Ich hatte die düsteren Nächte unserer Städte durchlebt. Und jetzt sah ich, wie sich, nur zwei Schritte von meinem Hotel entfernt, jeden Abend das Kasino mit Geistern bevölkerte. Lautlose Cadillacs, die so taten, als führen sie irgendwohin, luden diese Phantome auf dem feinen Sand der Einfahrt ab. Sie waren festlich angezogen wie früher, zeigten ihr Plastron, ihre Perlen. Sie hatten sich gegenseitig eingeladen zu Dinern von Statisten, während denen sie sich nichts zu sagen haben würden.

Sie spielten, je nach ihren Mitteln, Roulette oder Baccara. Manchmal ging ich hin, um sie zu beobachten. Ich empfand weder Entrüstung noch ein Gefühl von Ironie, sondern eine vage Angst, wie sie einen im Zoo befällt, wenn man vor dem Käfig eines vom Aussterben bedrohten Tieres steht. Sie richteten sich an den Tischen ein, sie drängten sich um einen strengen Croupier und bemühten sich, Hoffnung zu empfinden, Angst, Verzweiflung, Verlangen und Jubel. Als seien sie lebendig. Sie spielten mit Vermögen, die vielleicht in derselben Minute bedeutungslos geworden waren. Sie benutzten Währungen, die es vielleicht schon nicht mehr gab. Die Wertpapiere in ihren Tresoren stammten womöglich von Firmen, die bereits konfisziert worden waren oder durch Lufttorpedos in Schutt und Asche gelegt. Sie stell-

ten Wechsel aus auf den Sirius. Sie klammerten sich an der Vergangenheit fest und bemühten sich, an die Berechtigung ihres Fiebers zu glauben, an die Deckung ihrer Schecks, an die Unabänderlichkeit ihrer Absprachen. Als habe nichts auf der Welt schon vor Monaten zu zerbrechen begonnen. Es hatte etwas Unwirkliches. Es kam mir vor wie ein Ballett von Puppen. Aber es war traurig.

Sie empfanden zweifellos nichts davon. Ich ließ sie zurück und ging ans Ufer des Meeres, um durchzuatmen. Und dieses Meer von Estoril, dieses Meer eines Badeorts, dieses gezähmte Meer schien mir ebenfalls Teil des Spiels zu sein. Es schob eine weiche Welle in den Golf, die im Licht des Mondes leuchtete und aussah wie die Schleppe eines Ballkleids in der Nachsaison.

## I.

### Von Paris nach Chapelon.

#### Die Karawane

Am 10. Juni elf Uhr vormittags begegne ich Tr... auf der Avenue des Champs-Élysées. Wir beschließen, zum Continental zu gehen, »um etwas zu erfahren«. Mitten auf der Fahrbahn reißt ein Arbeiter mit einem Presslufthammer ein paar Steine aus dem Pflaster. Straßenreparatur oder Verteidigung gegen Panzer? Währenddessen sprüht ein Rasensprenger seine Wasserperlen über das Gras einer Grünfläche. Der Rasensprenger bringt uns auf kindliche Gedanken, er beruhigt uns: »Wenn es ernst wäre, dächte man nicht daran, den Rasen zu sprengen ...«

»Geh mit Gott ...«, sage ich ihm, als wir uns trennen. »In Kriegszeiten gibt es Gott«, sagt er zu mir. Das ist keineswegs ein Glaubensbekenntnis. Er will damit ausdrücken, dass weder er noch ich Einfluss auf die Ereignisse haben, dass die Geschichte sich ohne unser Zutun vollzieht.

Die Rue d'Assas, in der ich wohne, ist leer. Die Leute, die ein Auto zur täglichen Verfügung haben, die ihren Wagen direkt am Bordstein stehen lassen, während sie zu Mittag essen, sind längst abgereist. Ich habe es mit der Abreise nicht eilig. Die klügsten, die sachkundigsten Ratschläge

haben meine Überzeugung nicht beeinflusst. Es hat nichts mit Vernunft zu tun. Meine Gewissheit und meine Sicherheit ruhen tief in mir, in einem Bereich, in den weder strategische Überlegungen noch die Vernunft vordringen. »Paris ist Paris, und dass die Deutschen in die Stadt eindringen, ist unmöglich.«

Doch in der Nacht hat mir A... den freundschaftlichen, den brüderlichen Befehl gegeben, sechzig Kilometer Abstand zwischen die Deutschen und uns zu bringen. Ich bin entschlossen zu gehorchen, aber eigentlich nur ihm zuliebe. Ich glaube, dass er sich als Freund Sorgen macht, so wie auch ich mir im umgekehrten Fall Sorgen machen würde, dass er selbst die Gefahr klarsieht und nur um uns Angst hat.

Wie jedes Jahr machen wir uns auf den Weg in Richtung Saint-Amour, unseren Fixpunkt zwischen dem Jura, der Bresse und unterem Burgund. Wir fahren am 11. Juni neun Uhr morgens los. Wir rechnen damit, dass wir gegen fünf Uhr nachmittags ankommen, ohne uns zu hetzen. Doch was für ein seltsamer Aufbruch. Ein Rußtrichter hängt über Paris. Ich habe nie herausgefunden, was für eine dicke schwarze Wolke das war. Rauch der Benzinreservoirs von Rouen? Eine Kriegslist, erfunden von uns, erfunden von den Deutschen?

Ich lasse den Krieg hinter mir. Ich mache mir nichts vor. Ich gönne mir einen Entspannungsurlaub. Seit September vergangenen Jahres habe ich versucht, nicht zu lügen und mich nicht zu belügen. Ich habe die Rolle von Don Diego akzeptiert. Und ich glaube, dass es für Jahrhunderte keine Zivilisation mehr geben wird, wenn der Soldat sich nicht an

den Boden krallt, wie General Weygand\* gesagt hat. Gerade erst in dieser Woche habe ich versucht, dieses Sich-Festkrallen genauer zu bestimmen, mich in die Haut des Soldaten zu versetzen, der sich festkrallt. Ich habe unter einer solchen Zustimmung zum Heldentum gelitten. Nur dieses Leiden hat mich getröstet und beruhigt.

Porte d'Italie, Villejuif, Thiais. Der Verkehr ist wie an Werktagen. Bald ist die Straße so voll wie an einem Sonntagabend. Ich halte an einer Tankstelle. Die Frau, die den Schlauch mit hocherhobenen Armen hält: Ich habe sofort das Gefühl, dass zwischen ihr und mir etwas anderes stattfindet als ein Treibstoffverkauf. Sie erwartet mich. Reglos hält sie den Schlauch über ihren Kopf, sie macht keinen Schritt auf den Benzintank am Wagen zu. Ihr Blick sucht meinen. Und sie sagt: »Russland hat Deutschland den Krieg erklärt ...«

Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Meine ebenfalls. Wie weit zurück scheinen die Diskussionen über den Stalinismus und die Revolution zu liegen! Russland schickt seine Armeen in den Kampf. Und die Deutschen, in Compiègne oder Pontoise, machen wie von der Tarantel gestochen kehrt.

Soll ein Historiker mich wegen meiner Leichtgläubigkeit verspotten. Aber wie begierig hatten wir auf solche Nachrichten gewartet! Gewiss, es waren Gerüchte in Paris umgegangen, waren rasch durch die Flure der Straßen geeilt, in die

\* General Maxime Weygand war im Mai 1940 Oberbefehlshaber der französischen Armee, von Juni bis September 1940 Verteidigungsminister der Vichy-Regierung.

Hausmeisterlogen, die Kneipen und durch die Fenster in die Wohnungen gelangt. Aber sie waren nicht falsch, sie kündigten eine Katastrophe an, die am Tag darauf bestätigt wurde.

Und Sie werden gut verstehen, dass ich mir diese Nachricht ohne jeden Widerstand zu eigen machte. Ich näherte mich einem haltenden Lastwagen. Drei Männer saßen auf der Fahrerbank. »Ist es wahr, dass ... haben Sie gehört ...?« – »Russland ... Ja, natürlich ...«

Jenem in den Krieg eintretenden Russland begegnete ich auf dem ganzen Weg, als die Überfüllung der Straße zum Stau wurde, als sich die Autos in Viererkolonnen fortbewegten und als die Nacht hereinbrach, wartete es auf mich, hockte in einem kleinen Dorf, in einer Dorfgasse, weit abseits des großen Fluchtweges.

In Plessis-Chenet sperrt man uns den Weg nach Fontainebleau, wir werden umgeleitet in Richtung Pithiviers, Orléans, ich weiß nicht genau. Aber wir stecken in einer endlosen Karawane. Wir sind nur noch Glieder einer endlosen Kette, die mit einer Geschwindigkeit von zehn, von fünf Stundenkilometern langsam über die Straße zieht ... Sechs Uhr abends, in dem Dorf Auverneaux, sind wir vierzig Kilometer von Paris entfernt. Wir finden ein Zimmer. Biedere Leute, die Paris mit dem Fahrrad verlassen haben, sind schon da. Vor dem Radioapparat weint eine Frau: Das *Radio-Journal de France* hat von Russland nichts gesagt.

Wir fahren am nächsten Tag, dem 12. Juni, vier Uhr morgens weiter. Wir glauben, dass niemand so früh aufsteht. Aber wir finden uns in der Karawane wieder. Wir fahren mit brummendem Motor im zweiten Gang, meistens im ersten, zwanzig Meter und wieder zwanzig Meter. Dann ein Still-

stand von sechs oder sieben Stunden, ich weiß nicht mehr genau. Sechs oder sieben Stunden in der Sonne. Doch in der Menge, die die Böschungen der Straße säumt, in der sich hinziehenden Menge, in dieser ausgewalzten Menge gibt es noch keine schlechte Stimmung, nicht einmal Ungeduld. Sie gibt nach, sie glaubt, militärischen Notwendigkeiten nachzugeben. Und das Gerücht verbreitet sich von einem zum anderen, auf einer Seitenstraße führen Munitionswagen vorbei.

Bei Einbruch der Dunkelheit halten wir in Milly. Wir haben sechzehn Kilometer in fünfzehn Stunden zurückgelegt.

Auf dem Dorfplatz stehen zahlreiche Autos, für eine Ruhepause oder wegen einer Panne. Die Hotels und Cafés sind voll, doch die Menge ist nicht beunruhigt. Der Autoverkehr wird geregelt. Der Ortskommandant hat eine kleine Werkstatt eingerichtet, wo Feuerwehrleute den Autofahrern helfen, die eine Panne haben. Freundlich und gutgelaunt. Und Monsieur Popot, von Beruf Mechaniker, dosiert routiniert die Mischung aus Öl und Benzin, mit der die Kupplung eines alten Bugatti geschmiert werden muss.

Der Markt hat ein schönes Dach aus alten Ziegeln. Wir finden Asyl in einem Café, das wie ein Tanzlokal aussieht. Ein weiträumiger Saal: ein Klondike-Saloon wie aus dem Kino. Der Spiegel, die Palmen, die gelblichen Wände, die braunen Holzleisten, die rotgewachsenen Tische bilden das Jahrmarktsdekor für ein wildes Fest. Die Chefin hinter der Theke ist eine energische Blondine; die Kellnerin, dunkelhaarig und schlagfertig, eine gewitzte Soubrette, eilt durch den Raum. Es gibt nirgends mehr ein Abendessen, doch man erlaubt, dass wir unsere Sardinendose holen.